

kommentiert. Die Komposition des Bandes ermöglicht einen zu begrüßenden lebendigen Diskurs, der das Potential, deutlich aber auch die Grenzen der preisgekrönten Arbeit pointiert herausarbeitet und somit zu der notwendigen Fortführung der Kontroverse einlädt.

Maximilian Römer (Berlin)



Hocquenghem, Guy, *Das homosexuelle Begehren*, hgg. u. mit einem Nachwort versehen v. Lukas Betzler u. Hauke Branding, aus d. Franz. v. Lukas Betzler u. Hauke Branding, auf Basis der Erstübersetzung v. Burkhard Kroeber v. 1974, Edition Nautilus, Hamburg 2019, 200 S., br., 18 €

Nachdem er lange vergessen schien oder aus der kollektiven Erinnerung der von Außenseitern der Gesellschaft zu integrierten, verpartnerten und angepassten Akteuren gewandelten gleichgeschlechtlich Liebenden verdrängt worden war, ist Guy Hocquenghem nun zurück. Heinz Jürgen Voß und Rüdiger Lautmann brachten Texte und Theorien aus seiner Feder 2018 in einem Sammelband in die geschlechterpolitische Debatte der Gegenwart (Voß, Heinz-Jürgen [Hg.], 2018. *Die Idee der Homosexualität musikalisieren. Zur Aktualität von Guy Hocquenghem*, Psychosozial-Verlag, Gießen, vgl. *Sexuologie* 2018, 25 [1–2], 103–106).

Hocquenghems hierzulande als zentral begriffener Text „Das homosexuelle Begehren“ aus dem Jahre 1974 wird im vorliegenden Buch präsentiert und von den Übersetzern neu verortet. Der Text ist in fünf Kapitel unterteilt, denen Einleitung, Schlusskapitel und das Nachwort der Herausgeber sowie Literaturverzeichnis und Personenregister beigeordnet sind.

Historische Texte entfalten je nach Verortung des späteren Lesers ihre ganz eigene Dynamik, Brisanz, Tragik oder Komik. Hocquenghem schreibt von einer „kapitalistischen Gesellschaft“, welche die Homosexuellen ebenso erzeuge wie die Proletarier (13). Die Dynamiken einer Dienstleistungsgesellschaft und der Selbstoptimierung von Scheinselbständigen ist ihm noch unbekannt. Die Unterscheidung in Männer und Frauen wird nicht hinterfragt. Anstelle gendertheoretischer Überlegungen widmete sich der französische Soziologe im Jahre 1974 eher der Frage, wie und warum Homosexualität pathologisiert wird – denn in den 1970er Jahren war dies noch völlig üblich bei den allermeisten politischen, gesellschaftlichen und medizinischen Akteuren in Frankreich.

Die Furcht, eine Anerkennung des homosexuellen Begehrens, würde die heterosexuelle Familie und somit die Grundlage der westlichen Zivilisation nachhaltig beschädigen, war allgegenwärtig (23). Die Bestrafung schwulen Sexes war ein Erbe des Vichy-Staates aus dem Jahre 1942, das die nachfolgende vierte und fünfte Republik jedoch beibehalten hatten. Unterstützung erfuhren sie hierbei von heilungswütigen Ärzten. Getrieben von einer quasireligiösen Gläubigkeit in den naturwissenschaftlichen Fortschritt, stand die etablierte Linke hier nicht abseits. Ökologische Gedankengänge, die eine Bewahrung des Bestehenden bei gleichzeitiger Gewährung von Freiheiten beinhalteten, waren in den frühen 1970er Jahren in Frankreich bei politisch Verantwortlichen noch völlig unbekannt.

Hocquenghem arbeitet sich an der Psychoanalyse Freuds, ihren Denkmodellen und Fluchtmöglichkeiten aus dem hermetischen Biologismus seiner Zeit ab. Er verbindet die Überlegungen eines Sandor Ferenczi mit der kapitalistischen Ausbeutung (77) und macht deutlich, dass die Reinlichkeit des männlichen Hinterteils symbolhaft für die gesellschaftliche Ordnung Frankreichs stehe. Homosexualität symbolisiere für die französische Öffentlichkeit Identitätsverlust und die Unmöglichkeit, dem bestehenden System sinnvoll dienlich zu sein. Der homosexuelle Mann kann aktiv und passiv gleichermaßen sein, er entziehe sich festen Einordnungen (115).

Als zeitgenössischer Verbündeter in der Demaskierung der Verhältnisse dient Hocquenghem der Schriftsteller und Philosoph Jean-Paul Sartre, dessen Essentialismus heute angesichts des Erfolges des von Michel Foucault präferierten Konstruktivismus völlig aus der Zeit gefallen zu sein scheint. Dies macht auch zugleich den Unterschied zwischen Hocquenghem und Foucault deutlich: letzterer setzt auf die Analyse der Geschichte, ersterer will die Gegenwart verändern, weil die Geschichte vor Freud keine Bezugspunkte biete.

Hirschfelds Werk wird kurz gestreift (125), Wilhelm Reich als homophober Sexist verworfen – was Hocquenghems zeitgenössischer Rezeption erheblich geschadet ha-

ben dürfte, da Reich auch hierzulande vielfach nicht als Retter der Heterosexualität, sondern als ihr Erlöser aus allen sexualpolitischen Schranken interpretiert wurde.

Zudem thematisierte Hocquenghem intensiv die Thematik der Bisexualität (134), während diese gerade seitens des einflussreichen Martin Dannecker als quasi nicht existent verworfen wurde (vgl. Dannecker, M., Reiche, R., 1974. *Der gewöhnliche Homosexuelle. Eine soziologische Untersuchung über männliche Homosexualität in der Bundesrepublik*. Frankfurt/M., 47, 302). Hocquenghems Erkenntnis, dass die Anerkennung der Homosexualität den Unterschied zwischen „privat“ und „öffentlich“ aufhebe (143), war für ihn ein zentraler Punkt in seinem antikapitalistischen Weltbild – heute gilt diese Annahme als ein funktionales Element der kapitalistischen Dienstleistungsgesellschaft.

All diese offensichtlichen Differenzen zwischen Hocquenghems Analyse von 1974 und den gesellschaftlichen, sozialen und politischen Realitäten des Jahres 2019 spielen im Nachwort der Herausgeber kaum eine Rolle. Als wertbares Erbe für eine „radikal-queere Gesellschaftskritik“ benennen Branding und Betzler auf Seite 182: „Wenn Hocquenghem die Reproduktion des Ödipus mit familiärer Reproduktion und Fortpflanzung sowie die Subjektkonstitution über die Verdrängung des Anus mit der Herausbildung von Privatpersonen (d.i. Warenbesitzer*innen) parallelisiert, bietet er damit nach wie vor bemerkenswerte Anknüpfungspunkte für die Analyse und Kritik patriarchal-kapitalistischer Verhältnisse in der Gegenwart.“ Die Problematik der Übertragung einer Kritik der fordistischen Industriegesellschaft auf die Dienstleistungskulturen des Postfordismus wird nicht einmal angerissen. Hocquenghems kritische Auseinandersetzung mit der Psychoanalyse erfährt bei den Hg. eine Umwertung zur Ablehnung. Immerhin thematisieren sie Hocquenghems Thesen zur Befreiung der Sexualität von Minderjährigen – Voß hatte sie 2018 noch ausdrücklich aus der Geschichte tilgen wollen – doch entgeht Betzler und Branding der Unterschied zwischen der „sexuellen Befreiung“ von „Kindern“ und „Jugendlichen“ (179). Offenbar ist ihnen die Problematik unterschiedlicher Schutzaltersgrenzen nicht geläufig – oder hängen sie der Theorie amerikanischer Kriminologen an, wonach Personen unter 21 oder 18 automatisch ebenso „Kinder“ sind wie 8- oder 9-Jährige?

So bleibt schlussendlich die Erkenntnis, dass historische Texte vor allem eines sind: historisch. Sie waren in ihrer Zeit nützlich und verständlich, aber sie taugen nicht ohne Weiteres als immer wieder neu gefüllter Schwamm, aus dem man Empfehlungen für die Gegenwart und Zukunft herauswinden kann. Dies mag für die Anhänger eines marxistischen Erbes eine schwierige Erkenntnis sein, aber hier wäre ein reflektierender Blick auf die Versuche, Theorien von Marx in die Praxis umzusetzen, hilfreich gewesen.

Florian G. Mildnerberger (Stuttgart)



Maurel, Christian, *Für den Arsch*, August Verlag, Berlin 2019, 144 S., kt., 14 €

1973 erschien *Für den Arsch* erstmalig in der von Félix Guattari herausgegebenen französischen Zeitschrift *Recherches*. Unmittelbar nach der Veröffentlichung wurde die Ausgabe beschlagnahmt, die Vernichtung der Publikation angeordnet und Guattari selbst zu einer Geldstrafe verurteilt. Der Autor Christian Maurel, verhüllt im Deckmantel des unterzeichnenden Autorenkollektivs, das mit dem Anspruch der Dekonstruktion von Autorenschaft eine explizite Namensnennung nicht vornahm, wurde nicht belangt. Im Gegenteil: Die Autorenschaft Maurels wurde erst vor wenigen Jahren bekannt, zuvor war der Text dem französischen Schwulenkaktivisten Guy Hocquenghem zugeschrieben worden, den mit seinen Schriften eine inhaltliche Nähe zu Maurel verbindet (vgl. 92f). In Erinnerung an dieses Missverständnis ziert auch dessen Name, wenn auch in durchgestrichener Form, den Band. Die nun vollständige Neuübersetzung des Textes von Tobias Haberkorn ist ein historisches Dokument, welches an Aktualität nicht eingebüßt hat, legte doch bereits Maurel einen Fokus auf queere identitätspolitische Diskurse.

Maurels Schrift ist eine (selbst)kritische Reflexion der politischen Praxis und der gesellschaftlichen Verhältnisse, der Unterdrückung und Verfolgung Homosexueller, wobei er stets auch den *Doublespeak* aller Akteure – insbesondere der *Front homosexuel d'action révolutionnaire* (FHAR) – im Blick behielt. Den Auftakt seines Essays bildet die Frage nach dem politischen bzw. revolutionären Potential einer homosexuellen Subjektivität, wobei seine Zeitdiagnose eine Homosexualität identifiziert, die „sich als revolutionär begreift, aber entweder die Revolution aus den Augen verloren hat oder sich in reiner Theorie ergeht“ (8). Maßgeblich dafür erscheint die Entkopplung des Begehrens, welches einen zentralen Fixpunkt seiner weiteren Ausführung darstellt.